

erben an diesem erstaunlichen Überdauern trugen, für diese persönlich ein nicht unerhebliches Maß an Entbehrungen; Willkür und Zynismus im häuslichen Umfeld inbegriffen. Der Gesichtsausdruck des vierjährigen Rudolf von Habsburg auf dem Schutzumschlag scheint hier schon das kommende Unheil vorwegzunehmen. Blickt man auf den hier interessantesten unter den vielen kritisch, aber auch mit Empathie dargestellten Thronfolgern, den sächsischen Kronprinzen Friedrich August (III.) von Sachsen, dann war die Spannung zwischen ihm und seinem Vater Georg nicht so groß wie bei den erstgeborenen Söhnen in den drei großen Monarchien Europas: Die überdominante Victoria, der aus dem 18. Jahrhundert stammende Wilhelm I. und der bürokratisch-fantasielose Franz Joseph machten es ihren Thronfolgern noch schwerer. Aber auch der letzte Wettiner auf dem Thron lebte noch als mehrfacher Familienvater in „einer bis zum Tod des Vorgängers verlängerten Kindheit“ (S. 101). Dass er sich aus dieser Bevormundung nicht lösen konnte und wollte, veranlasste seine Frau Luise zur Flucht und löste einen durch das Königshaus zunächst äußerst mangelhaft gehandelten Presseskandal aus. Ohne Sensationsgier zeichnet Müller nach, wie es dem sitzengelassenen Katholiken dennoch gelang, bei seinen am bürgerlichen Familienideal orientierten protestantischen Landeskindern Sympathien zu gewinnen, die an die seines Onkels Albert heranreichten. Bescheidenheit und Vaterliebe verbanden sich in diesem König mit einer fast inszeniert wirkenden Volkstümlichkeit, sodass er das sächsische Königtum, wie Müller treffend zitiert, dorthin zurückführte, wo auch britische Beobachter ihre Monarchie stehen sehen wollten: „an der Spitze unserer Moralität“ (S. 134).

Auf breiter Literatur- und Quellenbasis präsentiert Müller ein Kompendium des individuellen Leides, aber auch des familiären Erfolgs von Dynastien, die europaweit zu einem tragfähigen System verbunden, sprich: verschwägert waren, und dessen Implosion am Ende des Ersten Weltkriegs nur die Verlierer unter den vielen Vettern betraf. Die übrigen schlugen auch in der nationalstaatlichen Moderne Kapital aus dem Sieg. Müllers ohne jeden Schnörkel geschriebene Studie repräsentiert den ‚State of the Art‘ der neuen Monarchiegeschichte. Gut lesbar ist sie einem breiten Publikum auch jenseits akademischer Hoheitsbezirke ans Herz zu legen.

Friedrichsruh

Ulf Morgenstern

TOBIAS WINTER, Die Deutsche Archivwissenschaft und das „Dritte Reich“. Disziplingeschichtliche Betrachtungen von den 1920ern bis in die 1950er Jahre (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Bd. 17), Duncker & Humblot, Berlin 2018. – 606 S., geb. (ISBN: 978-3-428-15484-5, Preis: 99,90 €).

Die vorliegende Arbeit, eine Freiburger Dissertation, schließt eine beträchtliche Lücke in der Archivgeschichte Deutschlands. Untersucht wird vor allem das personelle Verhältnis der deutschen Archivare im Nationalsozialismus. Es ist ein dunkles Kapitel, allzu viele hatten sich dem Nationalsozialismus angeschlossen. Dem Autor gelingt es, für diese Zeit ein Stück Disziplingeschichte zu erhellen, aber auch einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte zu leisten. Die ostexpansiven Bestrebungen der deutschen Archivare werden ebenso behandelt wie antisemitische Bestrebungen und der Verlust hervorragender jüdische Archivare wie Ludwig Bergsträsser oder Ernst Posner. Deutlich wird das Schuldigwerden einer Berufsgruppe von Staatsarchivaren im NS-Regime. Nicht fachliche, sondern politische Gesichtspunkte wurden bei Stellenbesetzungen maßgebend. Häufig vergleicht der Verfasser die Archivare mit den führenden Histori-

kern dieser Zeit. Es überraschen nicht die vielfältigen Übereinstimmungen sowohl bei Stellenbesetzungen als auch bei rassistisch motivierten Entlassungen.

Die Gesamtdarstellung des Kernbeitrags der Zeit 1933 bis 1945 überzeugt durch Geschlossenheit und analytische Untersuchungen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass der Schwerpunkt der Arbeit auf die heute alten Bundesländer und Berlin beschränkt bleibt. Im Mittelpunkt steht der süddeutsche Raum. Das wird auch in der Quellen- und Literatúrauswahl deutlich. Die Erwähnung des Staatsarchivs Weimar und ein postum erschienener Artikel von GERHART ENDERS (Probleme der Archivgeschichte und der Archivgeschichtsschreibung, in: Archivmitteilungen 37 (1987), S. 63-67) bestätigen den Mangel eher, als ihn auszuschließen. Eines der ältesten Archive seiner Art, das Sächsische Hauptstaatsarchiv in Dresden, bleibt unerwähnt und ist nur in zwei Aufsätzen von Reiner Groß im Literaturverzeichnis lebendig. Die Zeit der Weimarer Republik wird umfassend behandelt. Gleiches hätte man sich auch für die Zeit nach 1945 gewünscht. „Die Archivwissenschaft in der DDR“ endet aber mit den 1950er-Jahren. Das ist keine wirkliche Zäsur. Unerwähnt bleibt dabei das viersemestrige Studium der Archivwissenschaft in Potsdam am Institut für Archivwissenschaft (IfA 1-10) nach einem vorangegangenen erfolgreichen Hochschulstudium. Tatsächlich hätte es sich gelohnt, die Arbeiten der DDR-Archivare überwiegend aus den 1960er-Jahren mit einzubeziehen. Genannt seien mit Schwerpunkten beziehungsweise grundlegenden Publikationen Friedrich Beck (Deutsche Paläografie), Botho Brachmann (Registraturgut), Hans-Stefan Brather (Archiv-, Bibliotheks- und Museumsgut), GERHART ENDERS (Archivverwaltungslehre, Berlin 1962, Leipzig ³2004), GERHARD SCHMID (Aktenkunde des Staates, Potsdam 1959) oder ERICH NEUSS (Aktenkunde der Wirtschaft, 2 Bde., Berlin 1954/56). Trotz mancher ideologischer Verwerfungen haben sie Bleibendes geschaffen und der Archivwissenschaft mit dem Provenienzprinzip zum Durchbruch verholfen.

Man vermisst eine Definition der „Archivwissenschaft“, die im Titel zuerst genannt ist. So bleibt die Arbeit eine verdienstvolle „disziplingeschichtliche“ Betrachtung eines bisher nur ungenügend untersuchten Zeitraums zur deutschen Archivgeschichte, wie wir sie für frühere Perioden von JOHANNES PAPRITZ (Archivwissenschaft, 4 Bde., Marburg 1976) kennen.

Leipzig

Gerald Wiemers

Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte

YVES HOFFMANN/UWE RICHTER (Hg.), Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich. Städtische Frühgeschichte – Bergbau – früher Hausbau, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2013. – 477 S. mit zahlr. meist farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-95462-132-3, Preis: 29,95 €).

Die Stadt Freiberg nimmt im Rahmen der sächsischen Stadt- und Landesgeschichte eine herausragende Stellung ein. Die Entstehung der Bergstadt steht in engem Zusammenhang mit dem Fund silberhaltiger Erze um 1160 im Osterzgebirge. Innerhalb weniger Jahrzehnte entwickelte sich auf unbesiedeltem Waldland eine vollausgebildete Stadt mittlerer Größe mit einem differenzierten Handwerk, einer dichten Sakraltopografie und umfassender rechtlicher Qualität. Es war das Anliegen einer im Mai 2012 in Kooperation von Kommune, Altertumsverein und Bergakademie unter dem Titel „Besiedlung und Frühgeschichte Freibergs im Kontext der Nachbarregionen“ veranstalteten Tagung, die Anfangsphase der Stadt interdisziplinär und vergleichend in einer